

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 2.

Der Schundroman.

Eine Parodie von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Held.

Mie immer auch sein Familienname sein mag, sein Taufname ist Egon! Er ist groß, schlank, kräftig, blond, blauäugig, hat einen bestechenden Schnurrbart, einen bezwingenden Blick und die Geste eines, der entweder zu sterben oder zu siegen bereit ist.

Natürlich ist er Leutnant bei der Gardekavallerie gewesen und ebenso natürlich bewirtschaftet er jetzt das große, allerdings tief verschuldete Gut seines Vaters, des alten, gichtleidenden, adelsstolzen Amandus Freiherrn von Hohenstein-Tiefthal.

Egon schießt unübertrefflich, Egon ist ein bewundernswerter Reiter, Egon genießt als Sportsmann einen großen Ruf. Um Egon haben sich in der Stadt die Mädchen gerissen — aber Egon ist dennoch ein Mann von schlichtem Sinn, von Gefühlstiefe und von einem lauterem Charakter geliebt. Dieser schlichte Sinn, diese Gefühlstiefe und dieser lautere Charakter dokumentieren sich in der Tatsache, daß Egons Herz in edler Liebe zu einem einfachen bürgerlichen Mädchen entbrennt, Irmgard mit Namen, die, abgesehen von einer kompletten Aussteuer und 1800 Mark Ersparnissen, nichts ihr eigen nennt als ihre Ehre.

„Ich will sie zu der Meinen machen“, sagt Egon in einer bewegten Unterredung mit seinem Vater, „gib uns, o Papa, deinen Segen!“

„Nie“, entgegnet darauf mit grollender Stimme Amandus Freiherr von Hohenstein-Tiefthal, indem er drohend seinen Krüdstock erhebt, „nie werde ich es dulden, daß eine Bürgerliche den Namen meines erlauchten Hauses beschmutzt!“

„Vater!“ begehrt Egon wild auf.

„Egon!“ hebt dumpf der Freiherr seine warnende Stimme.

Und er setzt um einige Nuancen milder hinzu:

„Hast du vergessen, daß wir nahezu ruiniert sind? Daß uns nur eines retten kann: deine Verbindung mit der reichen, verwitweten Gräfin Siebel-Tintenhausen? Die Gräfin erwartet deinen Antrag. Das Interesse unseres Hauses erfordert es, daß du nicht zögerst! Wähle!“

Egon sinkt gebrochen auf einen Stuhl, stützt sein Haupt mit beiden Händen, stöhnt und kämpft einen schweren inneren Kampf.

Schließlich aber erhebt er sich, schüttelt mit edlem Freimut das Haupt und erklärt:

„Niemals!“

Und er stürzt in sein Zimmer hinauf, um sein Bündel zu schnüren, dem Vaterhause Valet zu sagen und in der ferne als Weinreisender, Versicherungsagent oder Kellner sein Glück zu versuchen.

Da aber — — —

„Sie.“

Ihr Name ist Irmgard.

Ihr Vater ist Postsekretär, ihre Mutter leidet an Herz-
beklemmungen und sie hat einen Bruder, Andreas mit
Namen, der einmal einem ins Wasser gefallenem Kinde
das Leben gerettet hat und dafür die Ehrenmedaille er-
halten hat.

Irmgard ist erst 18 Jahre alt, hat schwärmerische
Augen und ein Herz aus lauterem Golde.

„Muttmchen“, äußert sie eines Tages zu ihrer an Herz-
beklemmungen leidenden Mutter, indem sie innig beide
Arme um sie schlingt, „Muttmchen — ich kann ohne ihn nicht
leben!“

Die Frau Postsekretär greift vor Schreck ans Herz.

„Kind, — was wird der Vater dazu sagen?“

Irmgards Augen leuchten in schwärmerischer Ver-
zückung auf.

„Muttmchen — wenn ich ihn aber doch so sehr liebe!“

Allein ihr Vater, der Postsekretär, will von dieser
Verbindung absolut nichts wissen. Er ist bürgerstolz, wie
der alte Freiherr adelsstolz ist, und er hat außerdem bei einem
Bureau über den jungen Baron Auskunft eingezogen.

„Du wirst den jungen Kühlbentel heiraten“, erklärte
er kategorisch, „und damit basta! Kühlbentel ist Buchhalter
beim Sparverein und hat ein fixes Einkommen von jährlich
fünftausend Mark. Dein sauberer Baron aber hat nur
Schulden!“

„Vater!“ schreit Irmgard gequält auf.

„Dine!“ gibt der Vater donnernd zurück.

„Ich gehe ins Wasser!“ schluchzt herzerreißend Irmgard.

„Ich — ich — —“ hebt der Vater drohend die Faust.

Aber in diesem Augenblick tritt Andreas, der Bruder,
mit beschwichtigenden Worten zwischen die beiden, indem
er mit fester Stimme erklärt:

„Sei ruhig, lieber Vater, ich verbürge mich für die
Ehre unserer Irmgard!“

Seit diesem Tage welkt Irmgard dahin. Sie wird
blaß und blässer, schwach und schwächer, sie hustet, sie hat
Atembeschwerden, sie ist blutarm, bis der Sanitätsrat, der
hinzugezogen wird, eines Tages bedenklich den Kopf schüttelt
und sagt:

„Sie muß nach dem Süden!“

Irmgard lächelte nur traurig und äußerte mit matter
Stimme:

„O, ich sterbe gern!“

Die Mutter greift in jähem Schreck mit beiden Händen
nach ihrem kranken Herzen.

„Mein Kind!“ schreit sie auf.

„Irmgard!“ sagt zärtlich der Bruder Andreas und
streicht der Schwester die beiden Wangen.

Und nur der Postsekretär steht finster zur Seite und schweigt.

Da aber

Der Herr Justizrat.

Er ist ein alter, vornehmer Herr mit weißem Bart, weißem Haar, goldenen Augengläsern, einem gütigen Lächeln auf den blassen Lippen, und es ist seine Eigentümlichkeit, daß er schweigen kann wie das Grab.

O, wenn er reden dürfte, der Herr Justizrat —!

Er darf aber zunächst noch nicht reden, denn die Bestimmung eines geheimnisvollen Testaments, das in seinem großen mehrfach verschlossenen eisernen Geldschrank verwahrt liegt, verbietet ihm das.

Dies Testament stammt von einem verschollenen, in Australien verstorbenen Bruder der Frau Postsekretär, der in seiner Jugend nach einem vorausgegangenen Zwist das Elternhaus verlassen, jenseits des Meeres Reichthümer erworben und diese unmittelbar vor seinem Tode heimlich der kleinen Jrmgard vermacht hat — mit der Bestimmung, daß kein Mensch von dem Vermächtnis etwas erfahren dürfe, ehe Jrmgard 20 Jahre alt sei.

Welch grausames Geschieh!

Dem alten Herrn Justizrat bricht fast das Herz, als er den Zusammenbruch im Hause des Freiherrn von Hohenstein-Tiefthal immer näher rücken sieht und als er merkt, wie Jrmgard von Tag zu Tag blässer wird, wie sie immer mehr hustet und wie sie immer schwerer Athem bekommt! O, wenn er doch nur ein Wort sagen dürfte! Aber er darf nicht. Sein starres Pflichtgefühl bindet ihm die Lippen, und er würde es wahrlich eher dulden, daß man ihn in Stücke zerrisse, ehe er nur einen Buchstaben von dem preisgäbe, was man ihm amtlich als Geheimnis anvertraut hat!

Schon ist die Not aufs höchste gestiegen!

Egon ist schon im Begriff, einen Vertrag zu unterzeichnen, demzufolge er sich verpflichtet, für die Versicherungsgesellschaft „Calamitas“ gegen ein monatliches Fixum von 125 Mark und gegen tägliche Vertrauensspesen Kunden zu werben, und Jrmgard hat bei ihrem letzten Hustenanfall schon Blut gespuckt!

Da aber

Der Schluß.

— da aber bricht der zwanzigste Geburtstag Jrmgards an und der alte Herr Justizrat eröffnet der stauenden Familie die Bestimmung des geheimnisvollen Testaments.

Die Mutter greift vor freudigem Schreck mit beiden Händen an ihr Herz und ruft aus:

„Mein liebes Kind!“

Der Bruder Andreas streichelt die geröteten Wangen Jrmgards und flüstert:

„Mein Schwesterchen!“

Die finsternen Hügel des Postsekretärs hellen sich auf und eine Träne kollert über seinen grauen Bart.

Der alte Freiherr von Hohenstein-Tiefthal wirft einen alles verstehenden, alles verzeihenden Blick auf Jrmgard, hebt seine silberne Krücke und sagt:

„Ich bin bezwungen! Du hast dich in mein Herz gestohlen, Kind! Nimm meinen Segen!“

Und Egon, der leichenblasig und eine Aktentasche unterm Arm im Hintergrunde erscheint, stürzt mit einem Aufschrei vor Jrmgard nieder, breitet die Arme aus und sagt:

„Mein Lieb!“

„Mein Egon!“ flüstert Jrmgard.

Während sie sich unter Tränen küssen, breitet der alte Justizrat seine Papiere auf den Tisch aus, um den geschäftlichen Teil der Sache zu ordnen.



Die Hände.

Mir blieb das Bild von zwei graziösen Händen,
Gewöhnt, sich weich und vornehm zu beschuhn,
Auf seidnen Polstern lässig auszuruhn,
Verwöhnt, geküßt zu werden und zu blenden.
Wer ahnte wohl die Kraft in diesen Händen,
Als unverhofft es hieß: Euch gilt es nun!
Die goldnen Ringe ruhig abzutun

Und keine Stunde müßig zu verschwenden?!
Und als sie dann auf weißem Linnen lagen,
Nun wieder schön wie einst in guten Tagen,
Vermochte ich nur immer sie zu sehn.
In dem von Kerzenlicht erhellten Zimmer
Schien es wie einer Gloriole Schimmer
Von diesen feinen Händen auszugehn.

Hurt Wolff.



Kulturgeschichtliches über das Schlittschuhlaufen.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Die anhaltende kalte Witterung hat jetzt allenthalben die Schlittschuhe hervorgehakt. Man ist ja erfreulicherweise nicht mehr wie in früheren Zeiten darauf angewiesen, abzuwarten, bis die natürlichen Gewässer zufrieren und mit Sicherheit betreten werden können, denn die künstlichen Eisbahnen bilden bekanntlich überall einen gern benutzten Ersatz für die natürlichen Eisflächen, die freilich eine größere Bewegungsfreiheit bieten, aber dafür, nicht den Vorteil vollkommener Sicherheit haben und daher bei so milder Kälte, wie wir sie häufig jetzt haben, nicht gut benutzt werden können. Die nicht nur wegen ihrer mancherlei Reize, sondern auch wegen der gesunden Bewegung in der frischen Winterluft sehr zu begrüßende Kunst des Schlittschuhlaufens hat gerade in letzter Zeit immer mehr Anhänger gefunden. Die Stadt- und Schulbehörden legen großen Wert darauf, daß sie von Jugend auf geübt wird. So hat die Stadt Dresden in den

letzten Jahren regelmäßig während der Weihnachtsferien zwanzig künstliche Eisbahnen geschaffen und sie der dortigen Schuljugend zu unentgeltlicher Benutzung freigegeben. Damit aber auch die spätere Frostzeit ausgenutzt werden kann, wird außerdem noch häufig zugunsten des Eislaufs auf den Nachmittagsunterricht verzichtet.

So lernt unsere Schuljugend eine köstliche und in jeder Hinsicht anregende Leibesübung üben, die ihren Großeltern im gleichen Alter zum größten Teile überhaupt noch unbekannt war, zum mindesten den Frauen. Bemerkenswerter-, doch nicht wunderbarerweise waren es zwei Dichter, die Mitteldeutschland mit dieser vordem hier noch kaum gepflegten Kunst bekannt machten: Klopstock, der Schöpfer des „Messias“, der in mehreren Gedichten den Eislauf pries, und, durch ihn veranlaßt, der junge Goethe. „Besonders aber tat sich“, so schreibt Goethe darüber in „Wahrheit und Dichtung“, „bei eintretendem Wetter

eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhlaufen, das ich nie versucht hatte, schnell entschloß." Und von Deutschlands Frauen war wohl Charlotte v. Stein die erste, die sich, durch Goethe dazu angeregt, im Schlittschuhlaufen versuchte und es darin zu großer Fertigkeit brachte. Noch ein halbes Jahrhundert lang liefen sonst nur ganz vereinzelt Frauen Schlittschuh: im allgemeinen galt es in Deutschland als unschicklich und als eine Verfündigung gegen die gute Sitte, bis schließlich die beliebte Schauspielerin Henriette Sonntag den Frauen das Eis eroberte. Ganz Berlin, voran der Hof, schaute ihrer entzückenden Lauffunst bei der Rousseau-Insel im Tiergarten zu, und von da ab wurde diese nach und nach in allen Kreisen heimisch.

Trotzdem ist das Schlittschuhlaufen bei der ganzen germanischen Rasse so alt wie diese selbst. Nach der Edda hat schon Allvater Wodan den Schlittschuh gepriesen. Nach der friesischen Sage besprach der Wintergott Holler den ersten Pferdeknochen, auf dem er über das gefrorene Meer fuhr. Solche Knochen Schlittschuhe — unten und an den Seiten geglättet, vorn mit einem Loch, hinten mit einem Kerb für den Bastriemen — werden noch gelegentlich in alten Warften unserer Küstenländer gefunden. Man fand sie aber auch im alten Laufe der Spree, ja in der Schweiz: ein in der Stadtbibliothek zu Bern aufbewahrter Schlittschuh dieser Art ist annähernd 30 Zentimeter lang. Im allgemeinen sind alle diese alten knöchernen Schlittschuhe denen sehr ähnlich, die heute noch auf Island und in Grönland benutzt werden. Derartige Knochen Schlittschuhe waren auch bei uns noch bis ins Mittelalter im Gebrauch. Der englische Geschichtsschreiber Fitzjames Stephen erzählt, daß sich beispielsweise die Londoner Jugend im 12. Jahrhundert darauf vergnügte. Ja, Theodor Storm schreibt noch in seiner Novelle „Auf der Universität“, daß man Schlittschuhlaufen auf einem Kalbsknöchelchen erlernen kann.

Im zeitigen Mittelalter lernte man jedoch auch schon, zuerst in Holland, Schlittschuhe aus Holz herstellen, in die man eine Stahlschiene einließ, und diese wurden dann bald ein allgemeines Verkehrsmittel. In verschiedenen Küstenstrichen bildeten daher die Schlittschuhmacher eine besondere Zunft: daran wird beispielsweise im Jeverland durch ein altes Lied, das beim „Fastelloopen“ gesungen wird, erinnert. Jetzt werden diese unförmigen alten „Holländer“ kaum noch benutzt, indessen bediente sich ihrer u. a. noch der Holländer de Kooning, als im Jahre 1906 er den neuen Stundenrekord aufstellte. Jetzt macht man die Schlittschuhe ganz aus Stahl, so daß die Riemen, die früher die Füße in dicken Wülsten vielfach umwanden, ganz entbehrlich wurden. Anfangs waren diese Stahlschlittschuhe ziemlich künstlich, doch nach und nach kamen immer neue Verbesserungen auf. Jetzt kehrt man auch hier wieder mehr zur Einfachheit zurück und fertigt sie wieder aus einem Stück, ohne Nebenteile und Kurbeln, wie seinerzeit aus einem Knochen. Entscheidenden Einfluß auf diese Entwicklung hatte der Amerikaner Jackson Haynes, der kurz vor Ausbruch des Weltkrieges die Freunde des Schlittschuhlaufens auf allen europäischen Bahnen durch seine Eisläufe entzückte. Sein außerordentlicher Schwung war nur möglich auf jenen Schlittschuhen, die nach ihm benannt sind, und deren Form inzwischen fast alle Kunstlauff Schlittschuhe mehr oder weniger angenommen haben.

Im germanischen Norden, der Heimat des Schlittschuhs oder Schrittschuhs, dient derselbe aber nicht vorzugsweise dazu, sich zum Vergnügen auf dem Eise zu tummeln. Dort werden vielfach ausgedehnte Schlittschuhwanderungen, ja ganze Reisen auf den blanken Stahlschuhen unternommen. Besonders gilt das von Ost- und Westfriesland, dem Lande der Binnenkanäle. Die Art dieser Wasserstraßen, die sich wie ein Netz durch das ganze Land ziehen und alle Städte und Dörfer miteinander verbinden, bringt das so mit sich. Sie sind von altesher die Hauptverkehrswege für allen Handel und Wandel. Im Sommer dienen sie einer lebhaften Schifffahrt, im Winter aber werden darauf, sobald

das Eis „dicht“ ist, die Schlittschuhläufer sichtbar. Es ist bei dieser Sachlage nur natürlich, daß diese geringeren Wert auf den Kunstlauf und das Bogenschießen legen: ihr Streben geht vielmehr darauf, rasch vorwärts zu kommen. Infolgedessen ist ihr Fahren mehr ein Schreitend-Gleiten, „Harddraven“, wie die Holländer sagen. Der Frieze legt damit auf seinen Kanälen für Binnenlandbewohner unerhörte Entfernungen zurück. Meist reichen sich alle Teilnehmer bei solchen Streckenfahrten die Hand zur Kette, und nun „schwieren“ sie in kräftigem Gleittritt dahin. Der Vorderste dient dabei eine Strecke weit als Schrittmacher und Windfang, dann läßt er los und hängt sich hinten an. So ist jeder einmal an der Reihe und alle kommen gut vorwärts. Fahrten von Emden bis Wilhelmshaven, in der ganzen Erstreckung des Ems-Jadekanals — rund 80 Kilometer — gehören nicht zu den Seltenheiten und sind schon in vier Stunden gemacht worden.

Auch der Warentransport vollzieht sich dort zum Teil im Winter auf diese rasche und bequeme Weise. So kommen jedes Jahr, wenn das „Große Meer“ (ein Binnensee) zugefroren ist, die „Meerleute“ auf Schlittschuhen über die weite Eisfläche nach Emden und bringen das Schilf und die Weidenruten, die sie im Herbst zuvor geerntet haben, zum Markte. Ganz besonders gilt das natürlich in Holland, dem Ideallande jeden Wassersports. Dort behalten in manchen Gegenden die Bewohner den Winter über den Schlittschuh beständig unter den Füßen, und die Kinder lernen den Eislauf zugleich mit dem Gehen. Freilich darf man sich von einer holländischen Schlittschuhkünstlerin nicht eine Vorstellung machen wie etwa von Henriette Sonntag. Im vorigen Winter herrschte in ganz Holland ein allgemeines Entzücken über ein sechzehnjähriges Mädchen, Martha Hemminga, die Tochter eines Landwirts, die bei verschiedenen Eisfesten neun Preise „erlief“. Der „Nieuwe Groninger Courant“ schrieb von ihr: „Breitschulterig, für ihre Jahre eine Riesengestalt, ist sie doch voller Leben und Bewegung und gibt eine Prachtfigur beim Wettlauf ab. In Bolsward legte sie auf abgesteckter Bahn 120 Meter in 12 Sekunden zurück. Wenn sie dahergesauht kommt, gleicht sie einer von ihrer Stelle weggeflogenen Windmühle, deren Flügel ihre Arme ähneln. Dabei ist sie vollkommen schön . . .“

Die Gemälde der holländischen Schule, z. B. die des Hendrik von Averkamp (1620—63), bezeugen auch damals bereits den Schlittschuh als allgemeines Verkehrsmittel für Männer und Frauen. Ja, in Holland gab es in der katholischen Zeit sogar schon eine Schuhherrin des Eislaufs, die hl. Eydwina, die ein Kunstblatt aus dem 15. Jahrhundert auf ein Paar unförmigen alten „Holländern“ damaliger Zeit darstellt. Daß daneben auch der Schlittschuhsport in Holland schon zeitig aufkam und mit großem Eifer betrieben wurde, kann nicht wundernehmen. So unternahm am 19. Dezember 1676 vier Einwohner des Dorfes Koog an der Jaan eine große Rundreise auf Schlittschuhen, auf der sie im Laufe eines einzigen Tages 12 Städte besuchten. Diese Schlittschuhreise war jahrhundertlang ein Ansporn für alle holländischen Schlittschuhläufer, es ist aber niemanden wieder gelungen, es diesem andauernden Kleeblatt gleich zu tun. In kleinerem Umfange werden solche Wanderungen auch jetzt noch jedes Jahr gemacht. Auch im vorigen Winter wurde bei Gelegenheit eines großen Eislauffestes von Groningen aus eine solche Rundfahrt unternommen, die die Teilnehmer durch eine ganze Reihe Orte führte.

Daß beherzte Schlittschuhläufer auch vor gefährlicheren Wagnissen nicht zurückschrecken, wird nach alledem nicht überraschen. So sind in besonders anhaltend kalten Wintern gelegentlich schon Schlittschuhläufer von den Inseln auf das Festland herüber gekommen, z. B. mehrfach von Borkum nach Emden. Andere Gegenden haben dem nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Indessen wird, um das wenigstens zu erwähnen, erzählt, daß der seinerzeit berühmte Schauspieler Konrad Ufermann — und zwar wiederholt — die Strecke von Königsberg nach Danzig auf Schlittschuhen durchgemessen habe . . .



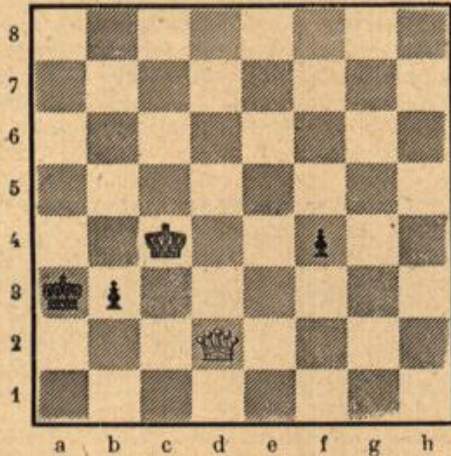
Spiele und Rätsel.



Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

72. Rosenberg u. Hofmann.



Matt in 3 Zügen.

73. Carl Schlechter.

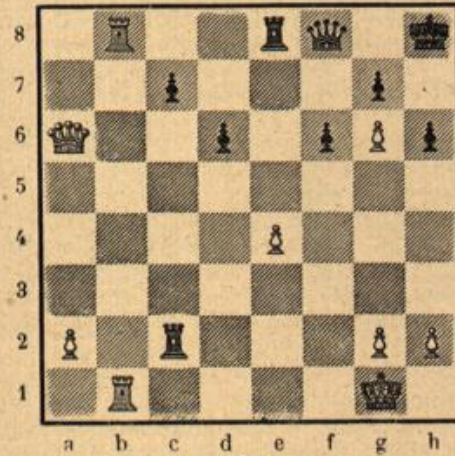
Weiß: Kf1, Dh6, Sd2, f2;
Schwarz: Kc1, Bc2, c3. (Matt in 2 Zügen.)

74. Carl Schlechter.

Weiß: Kh5, Dd5, Tc7, Lb8, c8;
Schwarz: Kf5, Be4, e5, e6, f6. (Matt in 2 Zügen.)

Nr. 72 ist ein kleines Meisterstück, das mit wenig Mitteln eine hübsche Idee witzig durchführt. Die beiden andern Nummern sind leichte Zweizüger des kürzlich verstorbenen Wiener Großmeisters, der, eine seltene Ausnahme, auch zugleich ein sehr fruchtbarer Problemdichter war. Schachverlag B. Kagan, Berlin W 8, Behrenstraße 24, hat 90 der besten Zweizüger Schlechters zugleich mit den Dreizüger des Otto-Fuß-Turniers als Serie IV der Sammlung: „Poesie des Schachs“ im Drucke herausgegeben. Wir weisen die Schachfreunde auf diese zwanglos erscheinenden, sehr billigen und gut ausgestatteten Hefte angelegentlich hin und wünschen diesen die weiteste Verbreitung. Auf das im selben Verlage neu erschienene Schachwerk des Berliner Meisterspielers Th. von Schewe: „Der Geist des Schachspiels“ machen wir weiter aufmerksam. Wer sich mit dem Wesen, der Geschichte und dem Geiste des königlichen Spieles vertraut machen will, der lese dieses interessante Buch. Der Leser erfährt und versteht, wie ein Spiel, denn das will und soll Schach immer bleiben, zu einem Weltwunder des Geistes wurde, wie es in ununterbrochenem Siegeszug den Weg aus dem Wunderlande Indien über Persien, Spanien, Italien, Frankreich, England, Deutschland nahm, und dann in seiner jetzt zur Vollkommenheit gelangten Entwicklung besonders bei den slavischen- und polnisch-jüdischen Völkern und nicht zuletzt jenseits des Ozeans zur weitesten Verbreitung kam. Wir erfahren, welcher großen Anteil gerade die germanischen Völker an der Vervollkommnung und Vertiefung des Schachs haben, und wir lesen mit Stolz unter den Namen der Schachgrößen alter Zeiten und Länder die Namen Steinitz, Anderssen, Lasker und viele, viele andere. Der Schachfreund tut gut, das Buch zu kaufen und selbst zu lesen. Der genannte Verlag sendet ihm gerne seinen ausführlichen Verlag über Schachliteratur.

75. Partiestellung. Thomas.



Capablanca.

Gespielt im Turnier Hastings im August 1919.

In dieser Stellung machte Weiß den anscheinend sehr starken Zug: Da6—a8 und sein Gegner gab vor Schreck die Partie auf. Und hatte doch eine so feine Antwort, die völlig ausreichend war. Aber auch Capablanca, der doch, wie er einmal ausführte, alles sieht, was eine Stellung enthält, hätte einen viel stärkeren Zug machen können, der ihm nach höchstens 3 Zügen Turmgewinn und unbestrittene Gewinnstellung gebracht hätte. So aber wurde „das humoristische Kapitel der in guter Stellung aufgegebenen Meisterpartien um ein amüsantes Beispiel bereichert“.

Wir überlassen es zunächst unseren Schachfreunden, die stärksten Züge beiderseits selbst zu finden.

Lösungen in nächster Nummer.

Bilder-Rätsel.



Auflösungen der Rätsel in Nr. 1.

Scherz-Füllrätsel: Man beginnt mit dem letzten Buchstaben auf der Zeitung und fährt von unten nach oben fort und erhält so: „Wer schläft sündigt nicht.“ — Umkehr-Rätsel: Eva, Ave. — Windrad-Rätsel: Apfel, Etude, Drama, Monat.